

ausgegebenen Fotobandes lauten. Sozialgeschichtliches Anschauungsmaterial wird man in diesem Band aber vergebens suchen: Die Fotos sind fast ohne Ausnahme menschenleer; Personen verschwinden allenfalls als kleine schwarze Punkte im Häusermeer. Das liegt in erster Linie an der ungewöhnlichen Perspektive der veröffentlichten Fotos. Schukraft greift im wesentlichen auf Luftaufnahmen aus den 20er bis 40er Jahren zurück, die zum größten Teil aus dem kürzlich in Privatbesitz wieder entdeckten einstigen Berliner Archiv Albert Speers stammen, das dieser als Generalbauinspektor kurz vor dem Zweiten Weltkrieg hat anlegen lassen.

Harald Schukraft will nicht wie Paul Sauer unterhalten. Sein Anliegen ist akademischer und didaktischer Natur. Es ist ohne Zweifel richtig, wenn der Autor schreibt, daß der Blick auf Alt-Stuttgart aus der Luft zur besseren Kenntnis der einst gewachsenen Struktur und damit indirekt zur Durchschaubarkeit der gegenwärtigen beiträgt. Wer genau hinsieht und Schukrafts mit gewohnter Sachkenntnis verfaßten Bildbeschreibungen folgt, dem werden in der Tat die Augen geöffnet über den Frevel, der der Stadt in der Nachkriegszeit angetan wurde. Vergleicht man das alte Bild mit zeitgenössischen Luftbildern, so will sich angesichts des Wandels Entsetzen breitmachen. Als Beispiel sei genannt der Blick auf das Viertel um Stiftskirche, Altes Schloß und Leonhardsplatz. Es wird deutlich, wie fremd um 1940 das moderne Kaufhaus Breuninger mit seinen kubischen Formen inmitten der Fachwerk-Giebelhäuser erschien. Heute ist der Effekt gerade umgekehrt: Die Stiftskirche will nicht mehr in das Ambiente der seelenlosen Betonquader passen; und selbst das Kaufhaus verbirgt den spannungsreichen Schwung seiner Fassade von einst hinter einer peinlich einfalllosen Verblendung. Im Überblick und dem damit ermöglichten Vergleich liegt der didaktische Wert des Luftbildes. Spätestens beim Einzelgebäude aber findet es seine Grenzen. Auch ein Landesgewerbemuseum, ein Kaufhaus Schocken (Schande über den Abriß!) oder ein Rathaus bestehen von oben betrachtet im wesentlichen aus Dächern. Diese monotonen Flächen sind nun mal fade, ermüdend und ohne Aussage. Kleinere Gebäude verschwinden ohnehin fast im Bild. Informativ ist Schukrafts Erklärung der Luftbilder, die sich oft als historischer Abriß des im Bild vorgestellten Viertels präsentiert. Zu bemängeln bleibt schließlich die oft kontrastarme Reproduktion des Bildmaterials – leider auch des modernen.

Raimund Waibel

CHRISTOF MAUCH und TOBIAS BRENNER: **Für eine Welt ohne Krieg. Otto Umfrid und die Anfänge der Friedensbewegung.** Geleitwort von Walter Jens. Günter Albert Ulmer Verlag Schönaich 1987. 174 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 16,80

Der Lebensbericht über Otto Umfrid – Walter Jens nennt ihn einen Ahnherren der heutigen Friedensbewegung – entreißt einen Menschen der Vergessenheit, der sich im Kaiserreich wie kein anderer Theologe für den Pazifismus einsetzte. In dieser Zeitschrift hat der Historiker Manfred

Schmid im Heft 1984/4, S. 320–328, wieder auf ihn aufmerksam gemacht unter dem Titel: *Otto Umfrid – ein vergessener Vorkämpfer für eine Welt ohne Krieg.*

Im Jahr 1857 in Nürtingen geboren, absolvierte er die Ausbildung zum Pfarrer und übte dieses Amt bis zu seiner Erblindung im Jahr 1918 aus. Die Verhältnisse im Elternhaus prägten den jungen Otto: der Vater, ein freisinniger Rechtsanwalt, der in Reutlingen ein demokratisches Blatt redigierte und Anhänger der Philosophie Karl Christian Plancks war, und die Mutter, aus einer Pfarrersfamilie stammend, sich selbst aber zum sozial engagierten Christentum des Gustav Werner hingezogen fühlte und ihren zehnjährigen Sohn mit dem Wirken des Reutlinger Waisenhausvaters vertraut machte.

Die aus diesen Erfahrungen resultierenden Konflikte mit der Amtskirche bestimmten auch die Tätigkeit Otto Umfrids. Bereits während seines Vikariats in Gschwend im Dekanat Gaildorf und seiner ersten Pfarrstelle in Peterzell im Schwarzwald mußte er viele Kompromisse eingehen, um nicht als «Radikaler» abgestempelt zu werden. Den Wandel vom Prediger zum Propagandisten vollzog er schließlich endgültig in Stuttgart, wohin er nach langem Bemühen 1889 versetzt wurde. Hier versah er seinen Dienst in einer hölzernen Notkirche, der sogenannten Wanderkirche. Später wechselte er an die Martinskirche, eine der ärmsten Kirchengemeinden in Württemberg.

Neben seinen Amtsgeschäften übernahm Otto Umfrid eine große Zahl von zusätzlichen Aufgaben: er wurde Schriftführer des Vereins für Notstandsfälle auf dem Land, gab das einflußreiche evangelische Wochenblatt *Griß Gott!* heraus und beschäftigte sich mit der Arbeiterfrage. Da konnte Ärger nicht ausbleiben, und Umfrid wußte, was es bedeutete, als ihm ein Konsistorialrat unmißverständlich klarmachte, *man sucht in der Kirche die Ruhe in Gott und nicht soziale Reformideen.* Kurze Zeit nach diesem Vorhalt wandelte sich Umfrid vom «sozialen Ruhestörer» zum «Friedenskämpfer»; er trat 1894 der von Franz Wirth gegründeten – zahlenmäßig sehr kleinen – Stuttgarter Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft bei. Von nun an stellte Otto Umfrid seine ganze Kraft in den Dienst der Friedensbewegung. Diese Arbeit erfreute sich keineswegs der Zustimmung der Amtskirche, und viele seiner Theologen-Kollegen begleiteten die Friedensarbeit nicht selten mit feindseligen Kommentaren. Symptomatisch dafür ist ein in dem Buch ausführlich dokumentierter Vorfall nach einem engagierten Vortrag in Münsingen, der Umfrid einen offiziellen konsistorialen Verweis einbrachte. Er betätigte sich weiterhin als unermüdlicher Redner bei Versammlungen, die zur Gründung zahlreicher Ortsgruppen der Friedensgesellschaft in Württemberg führten. Bald schon schlossen sich diese Ortsgruppen zu einem Landesverband zusammen, dem ersten der Friedensgesellschaft in Deutschland überhaupt. Im Januar 1900 wurde deren Geschäftsleitung von Berlin nach Stuttgart verlegt; von nun an blieb bis zum Ersten Weltkrieg Stuttgart das Zentrum des organisierten Pazifismus in Deutschland.

Otto Umfrids Leben war geprägt vom ruhelosen Einsatz für den Frieden; die Arbeit schlug sich in den Jahren vor

1914 in einer heftigen Auseinandersetzung zwischen dem Wehrverein des Generalmajors a. D. August Keim und der Friedensbewegung sowie eine Reihe von theoretischen und programmatischen Schriften Umfrids nieder. Eine persönliche Anerkennung erfuhr der Pazifist, als er 1914 für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen wurde. Zu der Verleihung kam es aber wegen des Kriegsausbruchs nicht.

Die Lebensbeschreibung Otto Umfrids kam auf eine Anregung des Stuttgarter Pfarrers Hermann Schäufele zustande. Neben schriftlichen Quellen konnten die Autoren auch auf persönliche Schilderungen von Angehörigen der Familie Umfrid zurückgreifen. Dabei ist eine Darstellung entstanden, die über die persönliche Biographie eines hervorragenden Theoretikers des Pazifismus hinausgeht und eine pazifistische Tradition in Württemberg, auch wenn sie eine verächtlich gemachte Minderheitsbewegung geblieben ist, aufzeigt, die von der Geschichtsschreibung bislang nahezu unbemerkt geblieben ist.

Werner Frasch

Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland 1933–1943. Hrsg. von Arnold Paucker mit Sylvia Gilchrist und Barbara Suchy. Mit einem Geleitwort von Fred Grubel und einer Einleitung von Peter Pulzer. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Verlag Tübingen 1986. 426 Seiten. Leinen DM 98,-

Gedenktage konzentrieren das öffentliche Interesse auf ein Thema; allerdings vermögen sie es, das hat nicht zuletzt der 9. November 1988 gezeigt, nur selten langfristig zu aktivieren. Um so wichtiger ist deshalb eine kontinuierliche Forschungsarbeit, wie sie für die Geschichte der Juden das Leo-Baeck-Institut mit seinen Niederlassungen in New York, London und Jerusalem seit über 30 Jahren betreibt. Jenseits von allen tagespolitischen Interessen ermöglichen dessen Veröffentlichungen und Tagungen Aufklärung und Information weit über einen kleinen Kreis von Spezialisten hinaus; so auch der anzuzeigende 6. Sammelband der Schriftenreihe dieses Instituts. Er präsentiert die Forschungsergebnisse einer Konferenz, die 1985 in Berlin stattfand und die Situation der Juden im Nazi-Deutschland zum Thema hatte. Aber anders als es gerade auch bei dem jüngsten Gedenktag an den 50. Jahrestag der antijüdischen Ausschreitungen im November 1938 wieder zu verfolgen war, reduziert der Sammelband die Situation der Juden nicht auf die Opfer-Rolle. Er lenkt vielmehr bewußt den Blick der Leserschaft auf die Leistungen und Probleme der jüdischen Selbstverwaltung während des NS-Regimes. *Selbstbehauptung in der Not* heißt das eigentliche Thema, zu dem sich über 20 englisch- und deutschsprachige Autoren äußern. Deutschsprachige Zusammenfassungen machen dabei auch die englischen Aufsätze dem deutschen Leser zugänglich.

Viele Autoren behandeln ihr Thema nicht nur auf der Basis solider Quellenarbeit, sondern auch aufgrund eigener Erfahrung. Sie sind zumeist Emigranten, von den Nationalsozialisten aus Deutschland vertrieben; darunter so renommierte wie der 1914 in Breslau geborene Joseph Walk,

die gebürtigen Berliner Werner E. Mosse, Arnold Paucker und Peter Gay oder die in Nürnberg geborene und heute in Frankreich lehrende Rita Thalmann.

Bis zum Einschnitt der «Kristallnacht» im Spätherbst 1938 konstatieren alle Fallstudien einen großen *Mut zur Selbstbehauptung* als Deutsche und Juden. Er war von dem Glauben an ein aufgeklärtes, humanes Deutschland getragen und zeigte sich in der aktiven, vereinsmäßig organisierten Abwehr von Antisemitismus, wie sie beispielsweise der *Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* betrieb, ebenso wie im Überlebenskampf der Landjuden, den Steven M. Lowenstein am Beispiel des mittelfränkischen Bezirksamtes Weißenburg schildert. Die forcierte Isolation dieser Deutschen, die oft erst durch die Nationalsozialisten zu «Juden» wurden, reaktivierte aber auch das Wissen und die Identifikation mit den kulturellen und religiösen Wurzeln ihres Judentums. Aus der Zwangslage, aus allen nichtarischen Vereinen ausgeschlossen zu sein, entstanden Einrichtungen wie der *Jüdische Kulturbund*, die jüdischen Sportvereine und das im NS-Staat praktisch autonome jüdische Erziehungswesen. Ob sie über die Wiederbelebung der jüdischen Tradition allerdings zu einem *Zentrum des geistigen Widerstands* wurden, war eine heftig und kontrovers diskutierte Frage der ebenfalls in dem Band dokumentierten Diskussion der Tagung.

Unwiderrspochen dagegen blieben die Leistungen der jüdischen Sozialfürsorge, die David Kramer aufzeigt. Auch wenn der Kampf gegen die Verarmung im NS-Staat von Anfang an eine Sisyphusarbeit war – *ein Projekt, das nicht gelingen durfte* –, sind die noch viel zu wenig bekannten Anstrengungen der jüdischen Selbsthilfe, beispielsweise die Organisation der Auswanderung oder die *Jüdische Künstlerhilfe*, beeindruckend. So war etwa die *Jüdische Winterhilfe* in ihrem Appell an die Solidarität der ständig verarmenden Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft, die – nicht zu vergessen – eine Zwangsgemeinschaft war, sehr viel erfolgreicher als das nationalsozialistische, mit großem Propagandaaufwand aufgezogene Winterhilfswerk der deutschen «Volksgemeinschaft». Und Rita Thalmann verweist auf die veränderte Bedeutung der jüdischen Frauen in dieser Situation, die insbesondere nach dem Novemberpogrom schlagartig die Rolle ihrer verhafteten Männer, Väter oder Brüder übernehmen, in deren Abwesenheit die Entscheidung für eine ungewisse Auswanderung ihrer Kinder allein treffen und die zermürbenden und entwürdigenden Gänge zu den Nazi-Behörden erledigen mußten. Typisch weibliche «Beziehungsarbeit» wurde unter diesen Bedingungen zum Zentrum der Selbstbehauptung. Sie bestand in Organisation, Fürsorge und Hilfe, wie sie beispielhaft Dr. Else Behrend-Rosenfeld mit ihrem Patenschaftssystem für Stettiner Deportierte organisierte; aber auch in der «Aufrechterhaltung einigermaßen geordneter und würdiger Formen des Zusammenlebens» unter unmenschlichen Bedingungen. Und vielleicht war gerade das die beeindruckendste Leistung, daß sie ihre Menschlichkeit bewahrten, obwohl die nichtjüdische Mehrheit alles daran setzte, ihnen diese abzusprechen.

Benigna Schönhagen